

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 22

Rubrik: Blick in die Schweiz

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dea Vahzischt

Ich erinnere mich noch gut der Zeit, als man aufgerufen war, den Dialekt aufzuwerten. Pionierpfarrer begannen in Mundart zu predigen. Mundartdichter wurden – ungeachtet der Qualität ihrer Produkte – gewaltig aufgewertet. Mundart wurde der «Kul-

Von Bruno Knobel

tur» zugeschlagen (Mund-*Art*). Und die Schriftsprache kam in Verruf, nicht unwillkommen jenen, die sie nicht beherrschten. Es pendelte sich schliesslich ein in eine Art Gleichberechtigung.

Heute scheint das Pendel wieder zurückzuschlagen. Äusserungen des Unbehagens mehren sich – diesmal darüber, dass der Dialekt überhandnehme und die Schriftsprache verdränge. Für dieses Unbehagen werden unterschiedliche Gründe angeführt. Einen davon halte ich für bedenkenswert: Dass ein Übermass im deutschschweizerischen Mundartgebrauch den Romands und Tessinern die Verständigung mit den deutschsprechenden Miteidgenossen erschwere und den oft zitierten «Graben» vertiefe.

Pendelausschläge

Für weniger begründet halte ich hingegen die Klage, es gebe immer mehr Leute – insbesondere Junge –, die «sogar» Briefe in Mundart schrieben, was vor allem deshalb bedauerlich sei, weil dies Ausdruck sei für mangelnde Fähigkeit, sich fehlerfrei in Schriftsprache auszudrücken.

Nun ist ja wohl die Angst, beim Gebrauch der Hochsprache grammatikalische und orthographische Fehler zu machen, verbreiteter, als man gemeinhin annimmt, und wohl auch oft Grund dafür, nicht zu schreiben. («Man sollte besser schreiben können!» – «Im Kopf habe ich es schon, aber schreiben?») Und da mag die Flucht in den Dialekt ein Ausweg sein, wenigstens im persönlichen Bereich. Andererseits ist für die meisten von uns die Schriftsprache eine Fremdsprache. Das heisst, was man auf dem Herzen hat, fliesst erst auf dem übersetzenden Umweg über den Kopf in die Schreibfeder. Warum also nicht – wo es ziemlich und zugänglich ist – das Herz direkt auf der Feder tragen und von Herzen in jener Mundart schreiben, in

welcher wir über weit mehr verbale Zwischentöne verfügen als in unserer Schrift-Fremdsprache?

Und zum andern: Hätten wir denn besser getan, wie die Holländer den Dialekt zur Schriftsprache zu machen? Oder quälen wir uns mit der Hochsprache herum als angemessener Preis für unsere vielgepriesene (und des Preisens auch durchaus würdige) Mehrsprachigkeit, in welcher Schriftdeutsch gewissermassen auch als «helvetisches Esperanto» dienen muss?

Gegen Nivellierung

Die heutige Mundartwelle hat wohl mehr als nur einen Grund. Die gleiche Ursache wie während des Zweiten Weltkrieges, als der Dialekt Ausdruck der nationalen Eigenständigkeit sein wollte und sollte, hat sie gewiss nicht. Viel eher könnte es sein, dass der Dialekt (noch) eine der wenigen Möglichkeiten ist, in einer Welt wachsender Nivellierung wenigstens sprachliche Eigen-Art zu bewahren. Wenn sich zwischen Lissabon und Sapporo, Los Angeles und Novosibirsk weder Hotelzimmer noch Mahlzeiten, noch Kleidermode mehr unterscheiden und man sich überall in Englisch verständigen kann, dann ist es doch geradezu eine Wohltat, *sochommdochundmachäkänlätsch!* sagen zu können – und verstanden zu werden von dem, den's angeht.

Ich wage auch zu bezweifeln, dass – wie behauptet wird – die Mundartwelle Ausdruck eines neuen, vom Fernsehen bewirkten Analphabetismus sei. Vermehrter – und sogar ausschliesslicher – Konsum von Sprache via Gehör kann ja doch wohl auch sprachfördernd wirken. Aber vielleicht können die Medien geeignet sein, unseren notorischen Minderwertigkeitskomplex in Sachen Schriftsprache noch zu verstärken, ja sogar einen Widerwillen gegen die Hochsprache zu erzeugen.

Gegen Übertreibung

Wenn Sprecher am heimischen Radio und Fernsehen täglich ihr heisses Bemühen demonstrieren, sich in einem möglichst geschliffenen *Bühnendeutsch* zu äussern und uns damit einen erstrebenswerten Standard zu setzen, dann

muss auch ein durchaus lernwilliger Hörer passen und sein Unvermögen eingestehen, dieses hohe Vorbild je auch nur annähernd zu erreichen. Er muss darauf vahzischtn, was er aus seinem Mund für affektiert hielte, wenn es für ihn überhaupt aussprechbar wäre, und es bleibt ihm nur, sich ein bisschen oder auch sehr zu schämen wegen seines Allemand-fédéralisch gutturalen «verzichtn» mit rollendem r und chachendem ch. Verbindet der also von dem vom CH-Fernsehen vorbildhaft ritualisierten Bühnendeutsch beeindruckte Hörer/Seher den perfekten Grad der telegenen Sprachmächtigkeit auch noch (als *Conditio sine qua non*) mit der mimischen Geschraubtheit und dem salbungsvollen Gesichtsfaltenwurf vom Kaliber Achten oder Gosztonyi, dann kann der Normalbürger eben nicht mehr mittun, sondern sich nur noch bescheiden auf das Reservat seines vertrauten Dialekts zurückziehen, wo er *dascheibechröttlihättmidochbimeid-
verwütscht* sagen kann, ohne dass er dabei gezwungen ist, gemäss dem zuständigen Schriftsprachvorbild seine mimischen Ausdrucksmöglichkeiten zu überstrapazieren.

Gegen Scheinbrillanz

Wir Deutschschweizer – seien wir ehrlich! – leiden oft darunter, dass unser Hochdeutsch auch bei grösstem Bemühen holprig klingt und dass wir das Alemannische nicht auszubügeln vermögen. Und wir leiden erst recht darunter, wenn es uns ausnahmsweise einmal gelungen ist, relativ «fehlerfrei» eine Sentenz hochdeutsch zu äussern, denn dann kommen wir uns geziert und so richtig blöd vor. Dieses Leiden ist nicht nötig, wenn auch nicht leicht zu überwinden. Ich hatte einmal das Missvergnügen, an einem Seminar vor Deutschen einen Vortrag halten zu müssen, und es war mir wind und weh. Denn die Vorredner brillierten mit geschliffenen hochsprachlichen Feuerwerken. Doch da machte ich in meiner Not aus ebendieser eine Tugend, tat meinem alemannischen Akzent nicht die Spur eines Zwanges an und konzentrierte mich nur auf den Inhalt – mit dem verblüffenden Ergebnis, dass meine Aussprache nicht zum geringsten

Anzeichen eines hämischen Lächelns führte und man – und dies nicht nur hinter vorgehaltener Hand – mein Gerede als den «einzigsten Vortrag mit dichter Substanz» pries. Ich erwähne das nicht aus Eitelkeit. Sondern diese Erfahrung veranlasste mich, fortan mit gespitzteren Ohren hinter hochsprachliche «Brillanz» zu horchen. Man kann ja nicht nur hinterfragen, sondern auch hinterlauschen. Und da erweist es sich dann sehr oft, dass hochsprachliche Perfektion ein blosses, wenn auch brillant erscheinendes Blendwerk ist, gerade brillant genug oder sogar nur darauf angelegt, Gedankenarmut zu tarnen, nämlich vokal zu überstrahlen.

Gegen Anbiederung

Solche Manöver reiten freilich nun auch auf der anrauschenden Mundartwelle. Die wachsende Zahl der Lokalradios – zum Beispiel – macht es unüberhörbar.

Gewiss, da gibt es Sprecherinnen und Sprecher, die gut daran tun, mangelnden Professionalismus hinter Dialektorgien zu verbergen, und damit überspielen, dass sie der Schriftsprache nicht einmal mächtig genug sind, um sie vom Manuskript abzulesen. Aber darüber hinaus ist hier die Mundartwelle doch Methode, ein Mittel nämlich, sich anzubiedern, Schein-Herzlichkeit und -Vertraulichkeit zu verströmen, um (man macht ja schliesslich auch Werbung) Hörer nicht nur zu Hauf zu gewinnen, sondern auch bei der Stange beziehungsweise im Kanal zu halten. Das bringt Dialekt nicht nur in den Vordergrund, sondern (vielleicht erst mit der Zeit) in Verruf. Denn selbst wenn man – aus welchen Gründen auch immer und sogar ohne Grund – allergisch sein mag auf allzuviel und allzugeschliffene Schriftsprache, könnte der Tag kommen, wo auch Rund-um-die-Uhr-Hörer eines Lokalsenders («De Radio Winti bringt Wunsch zum Geburi») sich fragen, ob man sie denn wirklich so einschätze, als könne man ihnen eine Sendung in Schriftdeutsch weder zumuten noch zutrauen.